

Ercheint wöchentlich siebenmal. Schriftleitung (Telefon Interurban Nr. 2070) sowie Verwaltung und Buchdruckerei (Telefon Interurban Nr. 2024) MARIBOR, Jurčičeva ul. 4; Filialredaktion in BEOGRAD, Despotičeva ulica 6 Tel. 2884. Anfragen Rückporto beiliegen



Abonnements-Annahme in Maribor: Jurčičeva ul. (Verwaltung) Bezugspreise: Abholen, monatl. 23 Din, zustellen 24 Din, durch Post monatl. 23 Din, für das übrige Ausland monatl. 35 Din Einzelnummer 1 Din Manuskripte werden nicht retourniert

Mariborer Zeitung

Montags-Ausgabe

Gegen Japan gerichtet

Die Zielrichtung der amerikanisch-sowjetrussischen Annäherung / Ein Militärbündnis in Sicht / Borosilov reist mit Litwinov nach Washington

London, 22. Oktober.

In hiesigen politischen Kreisen hat die Tatsache, daß außer dem Volkskommissar für Neues Russen der sowjetrussischen Delegation für die Aufkündigung neuer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten auch der Volkskommissar für Krieg, Borosilov, angehört wird, ungeheure Sensation ausgelöst. Da dies in Moskau auch amtlich bereits bestätigt wurde, ist daraus offensichtlich zu entnehmen, daß die Vereinigten Staaten, die sich im Pazifik unsicher fühlen, mit der Sowjetunion ein Militärbündnis abschließen werden. Die Lage wird damit nur verschärft, weil die japanische Regierung bereits eine derartige Politik der Vereinigten Staaten erwartet haben. Die Kriegsgefahr ist durch die Politik Roosevelts, der für seine

Produktion in der Sowjetunion Absatzmärkte schaffen will, in bedrohliche Nähe gerückt. Die japanische Regierung läßt sich auch durch die neueste Wendung der amerikanisch-japanischen Außenpolitik nicht einschüchtern und es werden die Anstrengungen in den großen Munitionsfabriken, auf der Marinewerften usw. verdoppelt, um Kriegsmaterial in größter Menge zu erzeugen.

Durch die neueste politische Wendung in USA sind die Beziehungen zwischen Washington und London merklich abgekühlt worden. Die britische Außenpolitik fühlt sich durch das direkte Eingreifen der Amerikaner in die Dinge des Fernen Ostens nach wie vor betroffen, so daß im Falle eines Krieges damit zu rechnen ist, daß Großbritannien die japanische Politik unterstützen wird.

Moskau und Washington

Die Meldungen aus Washington lassen erkennen, daß die Anerkennung der Sowjetunion durch die Vereinigten Staaten unmittelbar bevorsteht. In der letzten Kabinetsitzung am Dienstag ist die Frage der Aufnahme normaler diplomatischer und Handelsbeziehungen zwischen Washington und Moskau erörtert worden, nachdem in den letzten Tagen zwischen der amerikanischen Regierung und Sowjetrepräsentanten eingehende Verhandlungen stattgefunden haben. In ihnen sind eine Reihe von Fragen geklärt worden, die der Anerkennung der Sowjetunion bisher entgegenstanden.

Schon vor dem Amtsantritt Roosevelts hat man erwartet, daß während seiner Präsidentschaft das recht kühl gewordene Verhältnis der Vereinigten Staaten zur russischen Sowjetunion eine Wendung erfahren würde. Unter den vorangegangenen Administrationen hat man weder die Abneigung gegen die kommunistische Lehre, die nun einmal in Moskau ihre Zentrale hat, überwinden können, noch die in Amerika etwas doktrinär zugeschnittene Verdammung des russischen Diktators, das in der Verwendung von Zwangsarbeit für Exportprodukte gesehen wurde.

Herr Roosevelt ist weniger doktrinär und, was den Kommunismus anbetrifft, so getraut er sich, mit ihm innerhalb der Vereinigten Staaten fertig zu werden. Und was man in Moskau predigt, macht ihm keine so große Sorge. Sorge macht ihm aber, daß die amerikanische Industrie trotz aller eifrigen Bemühungen nicht auf Touren kommen will. Der Absatz fehlt nicht nur im eigenen Lande, sondern auch auf den Weltmärkten. Die amerikanische Ausfuhr ist rückläufig, und das nicht nur für Industrieerzeugnisse, sondern vor allem für die Agrarprodukte der Farmer, von denen die Baumwollpflanzer der Südstaaten jedoch wieder eine hilfeleistende Abordnung ins Weiße Haus entsandt haben.

Es muß Luft geschaffen werden für die nach Absatz drängenden Bodenerzeugnisse, und die ungenügend ausgenutzten Maschinen der Industrie brauchen Beschäftigung. Die Fabrikanten-Vereinigungen haben schon seit längerer Zeit verlangt, daß man ihnen die Tore nach Rußland öffne. Sie waren ihnen zwar nicht grundtätig verschlossen; denn gewisse Geschäfte mit den Sowjets hat man gemacht, aber in Moskau hat man den amerikanischen Vertretern, die Ware anbieten, in letzter Zeit immer mehr die kalte Schulter gezeigt und darauf hingewiesen, daß die Regierung in Washington es bisher immer noch nicht für notwendig befunden habe, das Regime der Sowjets offiziell anzuerkennen. Und man hatte es ja auch gar nicht notwendig, nun gerade aus Amerika zu beziehen, denn man wurde von der deutschen Industrie ausgezeichnet und unter Gewährung langfristiger Kredite, zu denen die amerikanische Industrie sich nicht verstehen konnte, bedient.

Das soll jetzt anders werden. Ein Kredit in Höhe von 70 Millionen Dollar für Baumwolle, Metalle und Maschinen ist bereits bewilligt, und die Amtorg, das ist die amerikanische Handelsvertretung der Sowjets, verhandelt zurzeit über einen neuen Kredit von 120 Millionen Dollar. Die Ausfichten auch dafür sind günstig, denn die amerikanische Regierung hat ihre Haltung vollkommen gewandelt, sie unterstützt diese Geschäftstransaktion in jeder Hinsicht. Die amerikanischen Regierungsbanken und einige große Privatbanken haben aus Washington die offizielle Nachricht erhalten, daß die an die Sowjethandelsvertretung zu gewährenden Kredite von der Regierung garantiert werden.

Berlin und London

Deutschland beobachtet die englische Vermittlungspolitik / Für eine fundamentale Vereinigung

Paris, 22. Oktober.

(Wala.) Wie aus Berlin berichtet wird, haben die letzten Besprechungen des englischen Außenministers Sir John Simon mit den Vertretern Frankreichs u. der USA in deutschen politischen Kreisen größtes Interesse hervorgerufen. Die deutsche Presse verweist in diesem Zusammenhang auf die Bemühungen John Simons, zwischen den Mächten den Kontakt herzustellen, der durch das Ausscheiden Deutschlands aus den Genfer Verhandlungen zerrissen worden ist.

Zu dieser Frage schreibt der gut informierte „Lokalanzeiger“: „Die Frage auf welche Art und Weise Großbritannien mit den anderen Mächten zu verhandeln entschlossen ist, interessiert Deutschland wohl sehr wenig, da Deutschland es ablehnt, in Genf od. anderswo an Transaktionsverhandlungen teilzunehmen. Deutschland will, daß die europäische Gesamtsituation von Grund auf erklärt wird und daß der deutschen Regierung keine Vorschläge mehr unterbrei-

tet werden, die Deutschlands Sicherheit und vollständige Gleichberechtigung irgendwie einschränken. Die Lage muß jetzt in aller Ruhe abgewartet werden, da die Abrüstungsverhandlungen so oder so von neuem begonnen werden“.

Aus aller Welt

Das Tempo eines 95-Jährigen.

Sir Benjamin Bromhead, Englands ältester Baronet, feierte dieser Tage seinen 95. Geburtstag. Der außerordentlich rüstige alte Herr wird aber ernstlich böse, sowie man ihn daran erinnert, daß er nun schon bald ein Jahrhundert lang auf dieser schönen Erde weilt. Sir Benjamin, der im Jahre 1888 während der Kämpfe in Indien einen Arm verlor, ist ein leidenschaftlicher Autofahrer. „Am liebsten fahre ich ohne Begleitung“, meinte er lächelnd, „denn man will mir ja

zunehmen. Die amerikanische Regierung unterstützt diese Absicht dadurch, daß sie die großen Schwierigkeiten, die bisher Sowjetbürgern bei der Einreise nach den Vereinigten Staaten gemacht wurden, beseitigt hat. Es war doch eine Zeitlang so, daß selbst Beamte der Sowjethandelsgesellschaften nach Amerika nicht hineingelassen wurden. Sämtliche amerikanischen Generalkonsulate in Europa haben nun Anweisung erhalten, Sowjetbürgern, die den gefährlichen Zweck ihrer Reise nachzuweisen vermögen, die Einreiseerlaubnis zu erteilen.

Außerdem wird aus Washington gemeldet, daß Roosevelt die Anerkennung der Sowjetregierung noch vor dem Wiederzusammentritt des Kongresses im Jänner beabsichtigt. Daß er zur Teilnahme an den kommerziellen Verhandlungen einen Regierungsvertreter abgeordnet hat, ist schon ein erster Schritt in dieser Richtung. Er hat im übrigen zum Ausdruck gebracht, er würde lebhaft den russisch-amerikanischen Handel, der im Vorjahre auf ein Drittel seines früheren Wertes zurückgegangen war, wie-

nicht glauben, daß ich mit meinem einen Arm sicher feueret. Wenn mir meine Familie nicht dauernd drehtredete, hätte ich mir schon lange einen neuen Stromlinienwagen angefaßt, denn es sind ungefähr 150 Kilometer sind gerade das Nützliche für mich!“

Mit Giftspießen gegen Polizisten

In der Nähe von Johannesburg (Südafrika) wurde eine weiße Polizeipatrouille von Buschmännern überfallen. Die berittenen Polizisten, die einen Trupp eingeborener Verbrecher nach Johannesburg bringen sollten, wurden plötzlich von den Wilden umringt und mit vergifteten Pfeilen beschossen. Es gelang nur zwei der Angreifer zu fassen, die anderen waren so schnell verschwunden, wie sie aufgetaucht waren, und die Polizisten mußten sich um ihre Gefangenen kümmern, die die gute Gelegenheit zur Flucht benutzen wollten. Zum Glück wurde keiner der Weissen von den Giftspießen getroffen, nur ein Pferd brach zusammen, das bei dem heimtückischen Angriff verkehrt worden war. Schon wollte man das Tier verloren geben, als sich einer der Polizisten darauf besann, daß die Buschmänner stets eine Dosis Gegengift bei sich zu führen pflegen. Die beiden Wilden wurden gezwungen, das Gegengift auszuliefern, man behandelte damit die Wunden des Pferdes, das sich darauf schnell erholte. Das Tier konnte gerettet werden. Der Gefangenentransport wurde nun ohne weitere Zwischenfälle durchgeführt. Einige Proben des Pfeilgiftes sowie des erbeuteten Gegengiftes wurden dem chemischen Laboratorium in Johannesburg zur Untersuchung übergeben. Es ist bisher nur in ganz seltenen Fällen vorgekommen, daß man Gelegenheit hatte, das unbekannte und unbefangene tödliche Pfeilgift sowie das ebenso sicher wirkende Gegengift wissenschaftlich zu untersuchen.

Gegen Hartleibigkeit und Hämorrhoiden.

Magens- und Darmstörungen, Leber- und Milanschwellung, Nieren- und Kreislaufstörungen ist das natürliche „Franz-Josef“-Bitterwasser. Täglich mehrmals genommen ein herrliches Mittel. Herzliche Prüfungen bei Erkrankungen der Unterleibsorgane haben festgestellt, daß das Franz-Josef-Wasser sicher lösend und immer gelinde abführend wirkt.

Das „Franz-Josef“-Bitterwasser ist in Apotheken, Drogerien und Spezialehandlungen erhältlich.

derherzustellen, und die Wahl des Gouverneurs der Landwirtschaftlichen Kreditverwaltung, Henry Morgenthau, als Regierungsvertreter deutet darauf hin, daß man namentlich an den Großabsatz von Baumwolle an Rußland denkt.

Aber auch die Sowjets müssen in dem sich anbahnenden Geschäft eine positive Gegenleistung bieten. Moskau hat die Arbeit der amerikanischen Sektion der Komintern stark abgedrosselt. Die Abteilung für Amerika bei der kommunistischen Internationale in Moskau ist aufgelöst worden, und gegenüber den von kommunistischen Propagandisten aus den Vereinigten Staaten geäußerten Absichten, Rußland zu ihrer Information aufzurufen, hat man in Moskau abgewinkt. Weiterhin Amerika gegenüber scheint der Krensch sich also auf den Standpunkt zu stellen, daß der Kommunismus keine Exportware sei, wohingegen er gegen den Export des amerikanischen Dollars nach Rußland in Form von Warenkrediten keine Einwände erhebt.

Wie groß ist Ihr geographischer Horizont?

Von Karl Heinz Gert.

Geographischer Horizont — —? Etwas neues aus der Wissenschaft? Oder eine neue Erfindung? Daneben geraten? Das ist etwas ganz altes. Wir Alltagsmenschen kennen es bloß nicht, weil uns noch keiner danach gefragt hat.

Geographischer Horizont ist nämlich nur ein Gelehrtenausdruck für etwas, das wir alle besitzen: für die Kenntnis eines Stückes der Erdoberfläche. Und zwar war damit ursprünglich jenes Stück Erde gemeint, das jeder Einzelne zu Fuß durchmessen hat. Der Geograph zieht die Grenzen für dieses Gebiet um zwei Achsen. Um die horizontale Achse, damit meint er die ost-westliche, und um die vertikale oder die nord-südliche. Beide Achsen brauchen aber absolut nicht gleich lang zu sein.

Diesen geographischen Horizont besitzt also jeder Mensch. Bei dem einen ist er größer, bei dem anderen kleiner, je nachdem er eben in der Welt umhergekommen ist. Natürlich gibt es auch hier, wie überall, zwei Extreme. Das sind einmal die, die nie in ihrem Leben „aus ihrem Dorfe“ herausgekommen sind. Bei denen reicht der geographische Horizont also auch nur so weit, wie die Gemarkung eben dieses Dorfes. Andere dagegen haben Zeit ihres Lebens ein Forscherdasein geführt und dabei die ganze Welt durchwandert: ihr geographischer Horizont endet somit auch erst buchstäblich am „Ende der Welt“.

Aber diese beiden Kategorien sind eben Ausnahmen und bilden für die große Menge ihrer Zeitgenossen keine Maßstäbe, wir wollen deshalb an dieser Stelle auch gar nicht von ihnen reden. Wir wollen auch von Eisenbahn, Flugzeug, Auto, Motorrad ganz absehen und uns einmal streng an den ursprünglichen Begriff halten. Dann können wir neben dem Fußgänger allenfalls noch den Radfahrer zulassen und den, der auf langen Karren durch die Zeitgeschichte segelt. Dann sind da noch all die Völker, die hoch zu Ross oder auf den Hödern ihrer Kamel durch die Welt wandern oder sie in kleinem Boote befahren, wie etwa die Wikinger vergangener Zeiten.

Warum wir die anderen alle weglassen? Nun ganz einfach. Wenn einer im Express fährt, dann kann er doch nachher nicht gut behaupten, daß er jetzt das durchfahrene Land kenne. Aber wenn er es per pedes apostolorum durchstippelt hat, kann er das sagen. Es geht bei dem geographischen Horizont also in erster Linie darum, daß man dieses Stück Land auch kennt, das man durchmessen hat.

Wenn wir Alltagsmenschen uns einmal von dieser Warte aus fragen würden, wie groß unser eigener geographischer Horizont denn nun eigentlich ist, dann würden wir uns wohl als sehr kleinlaut eingestehen müssen, daß der unsrige verhältnismäßig klein ist. Wer wird auch schon heute zu Fuß nach Paris wandern, wenn es mit dem D-Zug oder dem Flugzeug viel schneller und bequemer und billiger kommt! Der Fortschritt der Zivilisation hat also unseren geographischen Horizont zusammenschumpfen lassen.

Das ist nur natürlich. Trotzdem gibt es aber auch heute noch eine ganze Menge Menschen, die über einen zum Teil sogar ganz beträchtlichen geographischen Horizont verfügen. Da sind vor allem einmal die Scharen der Jugend, die hinauswandern auf kleiner oder großer Fahrt, um ihre engere Heimat, um fremde Länder und Breiten kennen zu lernen. Da ist es gar keine Seltenheit, daß ein kaum Zwanzigjähriger von sich behaupten kann, sein geographischer Horizont reiche vom Atlantik bis an die russische Grenze und von Finnland oder Island bis ans Schwarze Meer. Neben ihnen sind die Arbeitslosen, die kurzerhand auf Wanderschaft gezogen sind, weil sie keine Arbeit finden konnten und ein bißel Abenteuerlust in ihnen steckt. Auch die haben ihren geographischen Horizont mitunter auf eine ganz erstaunliche Weite gebracht.

Sie sind beide Kinder unserer Tage, in die als letzte Reste vergangener Zeiten sich die Bagabunden noch herübergerettet haben. Jene Sorte von Menschen, die in unseren Vorstellungen als unraffierte Strolche herumgeistern, vor denen man sich in Acht nehmen muß, befinden sich betrunken und eine rote Nase haben, die aus irgendeinem Grunde die Straße gegangen sind und ihr Verhalten, meist für immer. Wenn man die alle einmal fragen würde, wie groß das Stück Erde ist, das sie durch-

wandern haben, da könnte mancher viel, sehr viel erzählen. Und erst ihre Kollegen, die Zigeuner, die nirgendwo Ruhe finden, die sind wie jene Völker, die als Nomaden durch die Welt ziehen, heute da, morgen dort, immer noch da, wo sie zuessen finden.

Die großen Feldherren der alten Griechen und Römer, die Völker der Völkerwanderungszeiten, die Kreuzfahrer im hohen Mittelalter, die Wallfahrer ins Heilige Land, die fahrenden Sänger, die zwischen den Fürstentümern des Mittelalters hin- und hertrieben, die fahrenden Scholaren der beginnenden Neuzeit, die Landknechte des Dreißigjährigen Krieges, die Handwerksburschen aus der Zeit unserer Großväter und die Hamburger Zimmerleute, sie alle haben einen

geographischen Horizont gehabt, der viel, viel größer war, als der es ist, den wir heutigen und immer hastenden Menschen der neuen Zeit besitzen. Wir legen uns in Schnellzüge und rasen im Flugzeug in zehn Tagen um die ganze Welt, fahren im Bestenfall einmal irgendwohin in Urlaub und steigen dort auf einen Berg, und dann ist es auch schon wieder zu Ende. Und wenn wir die weite Welt einmal sehen wollen, dann zahlen wir ein paar Dinar und sehen sie im Kino . . .

Und dort sehen wir doch nur einen ganz jämmerlichen Abklatsch all der Schönheit, die in der Welt wirklich vorhanden ist und die wir nur nicht kennen, weil wir heute „keine Zeit“ mehr haben, um sie uns einmal richtig zu erwandern . . .

Vom Muschelgeld zur Banknote

Die Welt in Währungsnoten / Eine Frau für 200 Hundezähne / Kanonenrohre als Zahlungsmittel, / Napoleon, der Falschmünzer

Von Erwin Büchner.

Mit aller Energie wird in der ganzen Welt daran gearbeitet, die internationalen Geldbeziehungen auf einer sicheren und stabilen Grundlage zu regeln. Andererseits macht sich in Rußland bereits wieder das Bestreben bemerkbar, dem ganzen Wirrwarr der Geldgeschäfte zu entgehen, indem man zur primitiven Form des Kaufes, dem Naturaltausch, zurückkehrt.

Der Naturaltausch war der Anfang jedes „Handels“: Ware gegen Ware. Mit der Entwicklung und Ausbreitung dieses primitiven Tauschverkehrs wuchs das Bedürfnis nach einem Zwischengut, das für alle anderen Güter abgegeben werden konnte, das jeder als vollwertig anerkannte, nach einem allgemeinen Zahlungsmittel also, nach Geld. So ist es zu erklären, daß auch die primitivsten, wenig kultivierten Völker schon eine Art Geld kannten, das häufig keinen absoluten Wert hatte. Durch Geld war die Möglichkeit geboten, sich begehrtere Dinge anzuschaffen, ohne dafür etwas herzugeben, andererseits hatte man es nicht nötig, eine unnötige, vielleicht leicht verderbliche Ware einzutauschen, wenn man etwas Los sein wollte. Zunächst kannten die primitivsten Völker, die Südeuropäer, die Indianer und andere, das sogenannte Schmutzgeld. Die für unsere Begriffe wertlossten und lächerlichsten Dinge wurden in Zahlung genommen.

Das sehr hübsche Gehäuse der Kaurimuschel, die in allen südhälbigen Meeren vorkommt, wurde hundertstückweise auf Schnüre gereiht und als Zahlungsmittel benutzt. Die kleinste Münzeinheit, wenn man es so nennen kann, betrug 5 Stück. Ursprünglich bei den Eingeborenen Indiens heimisch, wurde das Kaurigeld im 14. Jahrhundert von da nach Afrika importiert und war bis in die neuere Zeit dort das einzige Zahlungsmittel. Die Indianer der amerikanischen Nordostküste zahlten mit Wapum, ebenfalls Strängen, auf die Scheiben einer Muschel gezogen waren. Hier richtete sich die Kaufkraft nach der Färbung der Muschel, so daß die seltener zu findende den höheren Wert darstellte. Diwarra oder Tamou war das Geld der Südeuropäer. Hier wurden die Muschelschneure zu riesigen dicken Ringen zusammengeschnürt und mit Tang umwickelt. In manchen Gegenden sind noch heute Zähne als Geld sehr beliebt; auf Neuguinea kauft man Frauen für Hundezähne. Ganz besonders verbreitet waren Perlen aus Glas oder Stein als Schmutzgeld. In Polynesien hatte man Federgeld hoch eingeschätzt. Federn von leuchtend roter Farbe stellten einen besonders hohen Wert dar. Auch schön gefärbte Vögel wurden zur Bezahlung verwendet und schließlich Steine, in deren Mitte durchbohrte Steinscheiben von Taler- bis Währungsgröße.

In nördlichen, unwirtlichen Gegenden, wo weniger paradiesische Lebensverhältnisse herrschen als in der Südsee, trat natürlicherweise das Schmutzgeld hinter dem Ruhgeld, das heißt der Zahlung in Nahrungsmitteln oder Kleidungsstücken zurück. Im alten Rußland, in Sibirien und Nordamerika, vermutet man auch in den polaren Zonen, wurde mit Pelzen gezahlt. Anderswo galten Rindenschiff oder Baumwollgewebe als Zahlungs-

mittel. Im Sudan zahlten die Eingeborenen mit ganzen fertigen Kleidern, sogenannten Kauffa-Toben, langen, talarartigen Faltengewändern. In Island galt die „Fischwährung“, die Lappen zahlten mit Käse, die Eisbrenner mit Ziegelteig. Manche Regentämme mit Datteln, andere mit Kakaobohnen, in Abyssinien gab es eine Salzwährung.

Metallgeld, aber ganz selten in der Form von Münzen, gab es in Afrika; aber auch in Europa fand man Eisengeld. Man versteht darunter schon in vorgeschichtlicher Zeit roh zurechtgeschmiedete Eisenbarren im Gewicht von 3 bis 10 Kilogramm und primitiv verfertigte eiserne Geräte, Spatenklingen und Speerspitzen. Eisengeld gab es um 750 v. Chr. in Sparta, vermutlich handelte es sich um eiserne Speere, auch Münzen wurden ausnahmsweise aus Eisen geprägt. Wir kennen solche aus Argos und Arkadien, etwa aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert. In Zeiten der Not, z. B. während des Weltkrieges, wurde auch in neuester Zeit Eisengeld geprägt.

Eine Art Schatzgeld, eine recht merkwürdige Art der Bezahlung, findet sich vereinzelt in Indonesien und auf Borneo. In Indonesien gelten alte kostbare chinesische Porzellanvasen als Bezahlung, während man auf Borneo Schatzgeld in der Form von Menschenhäutchen und alten Kanonenrohren findet. Heute gibt es natürlich auch bei den Regentämmen Afrikas geprägte Münzen, die durch die kolonisierenden Europäer eingeführt wurden. Das wichtigste Zahlungsmittel der Levante und Afrikas ist der Maria-Theresiataler, eine seit 1758 in Oesterreich geprägte Münze. Interessant ist, daß dieser Thaler noch heute in der altertümlichen Form mit dem Bild der Kaiserin hergestellt wird, weil sich in den genannten Gebieten keine andere Münze durchsetzen konnte.

Die Erfindung der Münze, das heißt eines Edelmetallstückchens, dem der Staat

durch Stempelung — Prägung — die Gewähr eines bestimmten Metallgehaltes gibt, geschieht mit der fortschreitenden Entwicklung des Wirtschaftslebens. Schon ehe man Münzen prägte, waren die primitiven Geldformen durch den Gebrauch von Metallen, meistens Silber und Gold, abgelöst worden. Später wurde auch Papiergeld eingeführt, das ganz oder zu einem staatlich festgesetzten Prozentsatz „Deckung“ in Edelmetallen haben muß. Wahrscheinlich ist die Prägung im siebenten Jahrhundert v. Chr. zuerst in Kleinasien angewandt worden.

Mit dem Augenblick, in dem Geld „hergestellt“ wurde, traten Fälscher auf, die es aus minderwertigem Material nachmachten. Schon die antike Welt wurde durch Fälscherstandale erschüttert. Z. B. wurde das oben erwähnte Eisengeld der Spartaner von geschickten Fälschern nachgeahmt. Im 30jährigen Krieg und zur Zeit der französischen Revolution, wie überhaupt stets in Perioden großer wirtschaftlicher Erschütterungen, waren geschickte Geldfälscher an ihrer staatsgefährdenden Arbeit. Man sagt dem großen Napoleon nach, daß er aus politischen Gründen, um die Währung in den feindlichen Ländern zu erschüttern, in großem Stil englische, russische und österreichische Banknoten fälschen ließ, und zwar von Bankbeamten, die die Münzen und Banknoten der verschiedenen Staaten genau kannten. Große Erregung verursachte eine Riesenfälschung zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Engländer hatte für über 20 Millionen ostafrikanische Gelder gefälscht.

Die Gerichte der ganzen Welt bewahren riesige Aktenstöße über Geldfälschungen, die zum Teil ungeheuer raffiniert angelegt sind. Die Hauptarbeit für die Verbrecher besteht weniger in der Fälschung des Geldes direkt, sondern in der Unterbringung der Fälschate. Es gehört Mut und Geistesgegenwart dazu. Wenn eine Fälschung in großem Maßstab geschieht durchgeführt wird, kann sie für einen Staat hochgefährlich werden. Einen solchen Versuch deckte der russische Tschernowzenprozeß von 1930 auf. Russische Emigranten wollten mit falschen Sowjetnoten die Bolschewistenherrschaft stürzen. Ehe aber die in Riesenumengen gut gefälschten Banknoten in Umlauf kamen, wurde die Fälscherwerkstatt entdeckt und für über 700 Millionen Dinar Falschgeld beschlagnahmt.

Man könnte noch eine Unmenge Beispiele mehr oder minder erfolgreicher Fälschungen aufzählen. Häufig ist der erbitterte Kampf der Polizei erfolgreich, aber solange es Münzen und Geldscheine gibt, wird das Gewerbe der Falschmünzer blühen. Die Verfolgung, aus dem Nichts oder aus einem verhältnismäßig geringen Kapital ein Vermögen zu schlagen, ist zu groß. Seltener — aber die Geschichte kennt auch hier genug Beispiele — geschehen Fälschungen aus mehr oder weniger idealen politischen Motiven, deren Folgen unter Umständen katastrophal sein können.

Das blaue Auge.

„Wie kommst du zu dem blauen Auge?“ — „Erinnerst du dich an die Frau, deren Mann in China war?“ — „Natürlich! Aber . . .“ — „Nun gut. Der Mann war nicht in China.“

Mit 13 Jahren Mutter und Ehefrau



Eine 13jährige Mutter erhielt vom Präsidenten der Republik die Erlaubnis, ihren 17jährigen Verlobten zu heiraten. Der Hochzeitszug in der kleinen französischen Stadt Catillon.

Sport vom Sonntag

Um die Unterverbandsmeisterschaft des U.V.B.

Galovec noch immer in Führung / Erster Sieg der „Mirija“

M a r i b o r, 23. Oktober.

Gestern wurde der Meisterschaftswettbewerb in der Unterverbandsliga mit zwei Spielen fortgesetzt. In Celje trafen der S.K. Celje und der Galovecer S.K. aneinander. Das Spiel endete unentschieden 1:1. Schiedsrichter war Cimperman aus Ljubljana. In Ljubljana gelang es Mirija, den ersten Sieg in der Herbstmeisterschaft zu erringen, u.zw. über „Hermes“, welcher mit 6:1 (3:1) ab-

gefertigt wurde. Schiedsrichter war der Zagreber Bisnjid.

Nach den gestrigen Spielen weist die Unterverbandsmeisterschaftstabelle folgenden Stand auf:

- 1. Galovec SK 5, 2, 2, 1, 16:5 6; 2. SSK. Celje 3, 1, 2, 0, 8:5, 4; 3. SSK. Hermes 4, 1, 2, 1, 10:14, 4; 4. SSK. Leskovicar 2, 1, 0, 1, 7:3, 2; 5. SSK. Mirija 2, 1, 0, 1, 7:5, 2; 6. SSK. Rapid 1, 0, 0, 1, 1:4, 0; 7. 1. SSK. Maribor 1, 0, 0, 1, 1:4, 0.

Firmen bringen ein Spezialöl heraus, mit dem man alle Spulenumschalter leicht reinigen soll; es soll aber auch diejenigen Störungen, die durch Lichtschalter und Kleinmotoren entstehen, beseitigen, wenn man die Schaltfedern bzw. den Kollektor des Motors mit dem Öl benetzt. Diese Maßnahme hat viel für sich, doch ist hierzu kein Spezialöl erforderlich, sondern es genügt einfaches Knochenöl.

Bringt man an die einzelnen Schalterkontakte je eine Spur Öl, so reinigt sich hierdurch die Kontaktfläche, und sie wird außerdem mit einem luftdichten Ueberzug versehen, der Oxidation verhindert. Das „Ölen“ der Schalter hat wie jeder praktisch erproben kann, tatsächlich eine Verminderung der Störgeräusche zur Folge.

Kulturchronik

Zur Grundtviggedächtnisfeier der Volkshochschule

150 Jahre sind um, seit einer der größten Dänen, Nikolaus Fr. S. G r u n d t v i g, der Moses seines Volkes zum ersten Male sein köstliches Augenlicht in den goldenen Ueberfluß der Welt strahlen ließ. Die neue Erkenntnis von der Volkheit und dem Verhältnis der Kultur und der Bildung des einzelnen zu Volk und Volkstum wiesen ihm Wege zu einer unerhörten Wiedergeburt seines Volkes.

Die Grundtviggedächtnisfeier der Volkshochschule eröffneten die choralmächtigen Klänge der dänischen Volkshymnen. Nach der Begrüßung der Festgäste durch den Schriftführer der Volkshochschule, Prof. K o s, trat der Vorsitzende Ing. K u l o v e c, zur Festrede an den Vortragstisch, um in würdigen Ausführungen für das Verständnis der geistigen Wirklichkeit, für das Erfassen der ungeheuren inneren Bewegung, die im Grundtvig und seinen Ideen lebendig war, feurig zu werden.

Zwischen 1788 und 1872 verrann N. F. S. Grundtvigs segenvolles Leben. Er war der Sohn eines Pastors und selbstbestimmend u. gewillt einst die würdige Soutane zu tragen. Nach gewaltigen inneren Krisen entwickelte sich in ihm, dem Kinde des Zeitalters der Aufklärung, die Verknüpfungen von praktischem Tun und Leben im Geist, von realitätlicher und geschichtlicher Auffassung von Welt und Sein; die pädagogischen Grundzüge von Anschauung und Begriff, Erfahrung und Denken, Wort und Tat, Erinnern und Handeln, Inhalt und Form, Wissenschaft und Leben.

Aus der Erfahrung einer Reise nach England, aus dem Studium von Land, Volk und Volksgestalt und seiner großen Denker erwacht in ihm der Sinn und das Verständnis für die mythische und geschichtliche Größe seines Volkes. Er wird zum Kämpfer für die wahre Freiheit, des Glaubens, der Kirche und seiner Diener. Seines Amtes entsetzt, erlebt der siebzigjährige die Frucht seines unentwegten Kampfes: er wird zum Bischof ernannt.

In seiner „Großen Mythologie“ (1832) veröffentlicht er zum ersten Male den Gedanken der Volkshochschule, der nun befruchtend das Leben seines Volkes umgestaltet. Die Volkshochschule muß dem Volke seine natürliche Beschaffenheit, seine Bedürfnisse und Notwendigkeiten, seine Bürden und sein Glück, seine Freude und seine Not erklären, damit er geläutert und gestählt im Daseinskampfe bestehe. Sie bietet der Jugend im entscheidendsten Reifesalter eine großzügige Arbeitsgemeinschaft. Mit der schlagenden Ueberzeugungskraft der lebendigen Rede, dem eigentümlichsten Vermittler der Gedanken Grundtvigs, wird alles gelehrt, was das Volk in seiner Ganzheit betrifft und in das lebendige Bewußtsein des Volkes zu dringen vermag. Das nordische Epos, aus dem der Meister seine wunderbaren Kräfte schöpfte, und das Volkslied, das die Herzen zur besonnenen Begeisterung hebt, sind d. Mitten, um die sich der gesamte Lehrplan sinnvoll aufbaut. Seelenkunde, Verfassungslehre und Naturlehre im weitesten Sinne, ergänzen ihn zur zielbewußten Einheit. Im Jahre 1844

wurde die erste Volkshochschule an der dänischen Grenze eröffnet. In Kollb erwuchs Grundtvig sein bedeutendster Schüler und Gestalter des Volkshochschulwesens in Dänemark. Es folgt (1855) die Volkshochschule bei Kopenhagen, dann in Aalborg usw. Im Jahre 1914 besitzt Dänemark bereits 70 solcher Internate, die in der Folge jeder dritte Däne besucht. Hier versammelt sich Dänemarks Jugend (über 18) vorwiegend aus dem Bauern- und Gewerbestande, um in Kursen zu 6 (im Winter für die männliche) und zu 3 Monaten (im Sommer für die weibliche Jugend), an der Quellen der wahren Volksbildung Weisheit und Lebenskraft zu sammeln.

Grundtvigs Volkshochschulgedanke ist Eigentum der gesamten gebildeten Welt geworden, wurzelt doch das Wesen der Volkshochschule zu tiefst im Boden der Heimat, aus dem es die Schätze seiner einzigartigen Volkskultur immer wieder erneuernd schöpft. Das persönliche Leben als Ausgangspunkt jeder Bildung und Aufklärung in Unterricht und Lehre und das geschichtliche Sein als der große Hintergrund, in dem das einzelne Leben, wie die Aufgaben der Zeit sich zusammensuchen, bilden den Lösungsversuch Grundtvigs. Er war seiner Entwicklung der Geschichtlichkeit der Aufklärung und ihrer reifigsten Würde so froh und gewiß, daß er dem fürchterlichsten Konflikt entgangen zu sein glaubte, dem die rationalistische Klärung des 18. Jahrhunderts unterlegen ist.

Im Gedenken Grundtvigs, seiner mächtigen Persönlichkeit und seines Werkes, ehrt sich der Volkshochschulgedanke selbst. 1872 wurden seine irdischen Reste der Erde übergeben. In Kopenhagen baut Dänemark zum Gedächtnis an seinen großen Erneuerer ein mächtiges Gotteshaus.

Vor seinen Mänen aber beugen auch wir dankbar unser Haupt.

Das dänische Konsulat in Beograd stellte für diesen Vortrag unserer Volkshochschule Skriptikonmaterial, das den Vortrag zur geschlossenen Einheit ergänzte, freundlich zur Verfügung. K o p r i v e.

Medizinisches

d. Schon im Kindesalter muß die Schonung der Augen beginnen! Der Grund zur Kurzsichtigkeit und zu Augenleiden wird oft schon sehr frühzeitig durch die Unvorsichtigkeit der Mütter gelegt, welche die Kleinen, mit den Augen gegen die Sonne gewendet, im Wagen liegen lassen. Durch das grelle Sonnenlicht wird das zarte Auge, dessen Netzhaut sehr empfindlich ist, geblendet und der Sehnerv wird durch Ueberreiz gelähmt. Kinder lasse man deshalb nicht in die Sonne und großes oder flackerndes Licht oder Feuer sehen. Das Schlafzimmer für Neugeborene halte man mäßig dunkel und man vermeide besonders plötzlichen Wechsel von Hell und Dunkel. Größeren Kindern, welche bereits die Schule besuchen, verbiete man das Lesen und Schreiben beim Dämmerlicht; auch achte man darauf, daß sie Buch und Tafel nicht näher als 25 Zentimeter vom Auge entfernt halten. Streng verboten werden muß ihnen auch das gegenläufige Zuhalten der Augen, wie es unter Kindern oft gebräuchlich ist, weil durch starken Druck leicht Blindheit entstehen kann.

d. Vom Wieder. Es gab eine Zeit, in der es bei Frauen Mode war, Wieder zu tragen, um eine schlanke Taille zu haben. Die Art von Wieder war sehr gesundheitschädlich. Leber, Nieren, Magen und Eingeweide wurden zusammengeschnürt und nach abwärts gedrängt, was natürlich böse Folgen hatte. Die jetzigen Wieder, die sogenannten Frontmieder, bilden eine Stütze des Bauches, damit die Organe im Bauch nicht vor- und tiefer treten. Ein solches Mieder schadet keiner Frau, im Gegenteil, es bedeutet eine Entlastung der Bauchmuskeln. Unbedingt getragen werden soll ein solches Wieder bei Fettbauch, bei Erschlaffung der Bauchdecken, nach Bauchoperationen, bei Nabelbrüchen, bei Nierenentzündungen (Wandernieren) und während der Schwangerschaft vom fünften Monat ab. Selbstverständlich muß ein solches Mieder gut passen und soll zu diesem Zweck nach Maß angefertigt werden. Für manche Zwecke genügt ein Gummischlülper, für andere Zwecke Wieder, die entweder vorn ein Gummieinsatz oder seitlich je einen Gummieinsatz haben, seitlich zum Knöpfen und hinten zum Schnüren sind. Für Nabelbrüche und Nierenentzündung ist die Anbringung einer Pelotte am Mieder notwendig

BSK — jugoslawischer Fußballstaatsmeister 1934

Beograder Sportklub führt im Meisterschaftswettbewerb mit 28 Punkten und ist nicht mehr einzuholen

B e o g r a d, 23. Oktober.

Heute gelangten im Wettbewerb um die jugoslawische Fußballmeisterschaft drei Spiele zur Austragung, und zwar spielten in Beograd BSK—Jugoslawija, in Zagreb HSK—Concordia und in Split Hajduk—Slavija (Sarajevo). Von größter Bedeutung war das Spiel zwischen den beiden Beograder Lokalrivalen BSK—Jugoslawija. Dem BSK gelang es, seinen heutigen Gegner glatt mit 2:0 (1:0) abzufertigen. BSK führt demnach in der Meisterschaftstabelle der Nationalliga mit 28 Punkten u. ist von keinem Gegner mehr einzuholen. Bis gestern war noch Jugoslawija der ein-

zige Klub, welcher dem BSK den Meistertitel streitig machen konnte. Das zweite gestrige Treffen in der Nationalliga, u. zwar in Zagreb zwischen HSK und Concordia endete unentschieden 3:3 (3:2), während das dritte Treffen in Split zwischen dem Hajduk und der Sarajevoer Slavija mit einem überzeugenden Siege der Heimischen im Verhältnis von 4:1 (3:1) endete. Die Meisterschaftstabelle zeigt nach den gestrigen Spielen folgendes Bild: 1. BSK 28 Punkte 2. Hajduk 24, 3. BSK 22, 4. Gradanski 19 5. Concordia 18, 6. Jugoslawija 17, 7. Primorje 15, 8. Slavija (Sarajevo) 14, 9. HSK 11, 10. Vojvodina 10 und 11. Slavija (Osijek) 8 Punkte.

Internationaler Sport

Wien: Admira : Wacker 5:2 (2:1), Austria : FC 2:2 (2:1), Sportklub : BSC 3:1 (3:0) — Vienna : Saloah 3:1 (1:1), FC Wien : Donau 3:2 (0:2), Rapid : Libertas 3:3 (0:0).

Budapest: Italien — Ungarn 1:0 (1:0). 35.000 Zuschauer. Schiedsrichter Kauf (England). Länderspiel um den Europa-Pokal. Ungarns Amateure siegten über Oesterreich Amateure 3:2.

Prag: Sparta — Slavia 4:2, Slavia — Viktoria Zizkov 3:2, Teplicer FC — Nachod 0:0, Zidenice — Karlin 4:1, Bohemians — Viktoria (Pilsen) 2:1.

Berlin: Nord-Italien — Berlin 1:0. Berekli: Italien B — Ungarn B 4:4.

Konzert. — L o n d o n Reg. 21 Verison Parkington Quartett. — M ü n c h e n 20 Ertes Montagskonzert. — G e i p z i g 20.05 Jodler und schaurige Lieder zur Laute. — 23 Orchesterkonzert. — B u f a r e 19.20 Symphonische Musik. — 21.15 Theodorosco-Quartett. — B e r l i n 16 Gesang. — S t o d h o l m 20 Solistenprogramm. — R o m 20.15 Leichtes Konzert. — Z ü r i c h 19.05 Schweizer Lieder. — P r a g 20.25 Gefänge der Nationen. — N o r d i t a l i e n 21.15 Kammermusik. — M ü n c h e n 20 Unterhaltungskonzert. — 21 Brudner-Fest. — B u d a p e s t 19.30 Philharmonisches Konzert. — W a r s h a u 20 Traviata. — D e u t s c h l a n d j e n d e r 20.40 Marien-Kantate. — 21.25 Weitere Stunde.

Schalterstörungen werden durch Del beseitigt.

Sehr unangenehme Knack- und Knackgeräusche wie auch völliges Aussetzen des Empfangs werden durch schadhafte Schalterkontakte verursacht. Soweit die Spulenumschalter nicht Kontakte aus Edelmetallen besitzen, bilden sich leicht Oxide, die einen erheblichen Isolationswiderstand darstellen und leicht zu einer völligen Unterbrechung der Stromleitung führen können.

In Amerika macht man neuerdings eine große Propaganda dafür, solche Schalterstörungen durch Del zu beseitigen. Einige

Radio

Montag, 23. Oktober.

L j u b l j a n a 12.15 Uhr Schallplatten. — 19 Schallplatten. — 20 Gesangsoli und Orchester. — 21.30 Unterhaltungskonzert. — B e o g r a d 12.05 Orchester. — 16.30 Schallplatten. — 17 Tanzschallplatten. — 19 Lieder. — 20.30 Konzert. — 21.30 Nationallieder. — B i e n n e 15.55 Aus selten gespielten Opern. — B r e s l a u 20 Abendkonzert. — S t r a ß b u r g 21.30

Kaufe 12-Volt-Batterie

gebraucht, sehr gut erhalten, passend für Steyr-Auto, Type XX. Anträge unter »Batterie« an die Verwaltung. 12977

Zu verkaufen

Schönes **Wapphausinventar** günstig zu verkaufen. Anfragen Alex Bellina, Minsta ul. 7. 13018

Wirtschaftsdipl. abzugeben zu 2 Din lg täglich von 14 bis 16 Uhr Koroskova 23. 12902

Offene Stellen

Gauschneiderin, Weihnäherin, wird aufgenommen. Maistrova ulica 6/3. 13108

Hätt' ich dich nie gesehen!

ROMAN VON ERICH EBENSTEIN

(Urheberrecht durch E. Adermann, Romanzentrale, Stuttgart.)

22

Dody spielte lächelnd mit der kunstvoll gestickten Schärpe, die als Loser Gürtel ihr Gewand zusammenhielt.

„Na schön! Ich bin nun ganz im Bilde, und wir können wieder von der Jungfer reden. Eine solche brauchst du nämlich unbedingt, besonders da dir selbst Erfahrung in all den kleinen Toilettenkniffen fehlt, ohne die es nun einmal nicht geht. Wenn man viel ausgeht, gibt es immer viel an den Kleidern zu tun, und oft passieren im letzten Augenblick allerlei Mißgeschick: man bleibt hängen, es gibt Risse, abgerissene Spitzen, die Frisur kommt in Unordnung, man ist ungeschicklich, welcher Schmuck zur Toilette paßt, oder die Schneiderin hat etwas vergessen — kurz, man braucht eine erfahrene Person von Geschmack, die einem dann rasch aus der Verlegenheit hilft. Man braucht auch eine Vertraute bei kleinen, harmlosen Listen und Boschäften, denn es muß doch wirklich nicht gleich das ganze Haus wissen, was du tust und ob du dein Haar färbst oder nicht. Also nimm unbedingt Sophie. Eine bessere Jungfer kannst du nicht finden.“

„Wenn du meinst, so bitte, schicke mir das Mädchen. — Aber ich weiß wirklich nicht, warum wir hier in der Halle bleiben, liebe Dody. Laß uns hinauf in mein Wohnzimmer gehen.“

„Keinesfalls! Du wolltest doch ausgehen, und ich habe dich nun schon über die Gebühr aufgehalten. Nur eines muß ich dir noch sagen, und das ist ein weiterer Grund, warum ich kann: falls du einmal Gebrauch von der Schneiderin, deren Adresse ich dir heute gab, machen willst, so würde es sich empfehlen, wenn ich mit dir ginge, um dich Madame Peretti persönlich zu empfehlen; sie ist nämlich eine sehr große Dame mit den schönsten Haaren und da ich gut angekleidet bei ihr bin...“

„Ich stand eben im Begriff, Madame Peretti aufzusuchen und sie demütig zu bitten, sich meiner Garderobe anzunehmen.“

„Wirklich? Das trifft sich ja famos; da gehen wir also gleich zusammen.“

Das Opernhaus war bis auf den letzten Platz gefüllt, wie meist bei Wagneroper.

Als das junge Ehepaar Lobenwein die der Bühne fast gegenüberliegende Rangloge betrat, wandten sich zahlreiche Blicke der neuen Erscheinung zu, die noch etwas mädchenhaft schüchtern an der Seite des Gatten Platz nahm und den Blick halb neugierig, halb besangen durch den Raum gleiten ließ.

„Donnerwetter, das ist ja eine wirkliche Schönheit!“ stand in manchem Männerauge geschrieben. Auch die Dame fanden sie sehr lieblich in ihrem schlichten weißen Seidenkleid, das allerdings dadurch, daß es hochgeschlossen war, einen etwas nonnenhaften Eindruck machte, der noch ergänzt wurde durch die kunstlose Frisur. Sie hatte nämlich nicht daran gedacht, sich für den Theaterbesuch besonders zu frisieren und ihr von Tante Freda anlässlich der Aussteuer modernisiertes Konfirmationskleid für elegant genug gehalten.

Nest inmitten all der Frauen in den Nachbarlogen, deren kunstvoll aufgestecktes Haar von Brillanten funkelte, die kostbare Abendtoiletten trugen und mit Schmuck förmlich beladen waren, empfand sie die Einfachheit der eigenen Erscheinung peinlich.

„Dody hat recht“, dachte sie, „ich bin wie ein Kind, das in der neuen Welt erst gehen lernen muß. Hätte ich eine geschulte Jungfer gehabt, sie hätte mich sicher nicht so fortgehen lassen.“

Seitwärts, einige Logen entfernt, sahen Bertlings Maja in großer Toilette, stark dekoriert, im rotblonden hochfrisierten Haar einen prachtvollen, von Brillanten eingefassten Smaragdohrstecker; neben ihr der Gatte im Smoking, glattrasiert, das schon stark ergraute Haar sorgfältig über die beginnende Glatze gekämmt.

Sie hatte die beiden noch nicht bemerkt. Jetzt ruhten Majas Augen mit köstlichem Triumph auf Mies' einfacher Erscheinung.

„Na, gottlob, anziehen wenigstens kann sie sich nicht!“ dachte sie befreit. „Und dafür wird Erich hoffentlich nicht blind sein!“

Laut sagte sie zu ihrem Mann: „Sieh doch

die kleine Lobenwein an! Ihre Einfachheit ist wahrhaftig rührend! Ganz... Udenborfer Provinzgeschmack! Ich muß mich wirklich ein bißchen ihrer annehmen, sonst klammert sie sich und den Mann!“

„Vielleicht liegt ihr nichts an äußerlichkeiten. Als sie heute bei uns waren, hatte ich den Eindruck, daß diese Frau an inneren Werten erseht, was ihr vielleicht an äußerer Eleganz fehlt und... dabei kommt der Mann jedenfalls gut weg!“

Maja biß sich auf die Lippen, ein böses Funkeln trat in ihre dunklen Augen.

„Es scheint in der letzten Zeit eine Lieblingsmanie von dir zu sein, stets von 'inneren Werten' zu sprechen. Früher warst du anders. Du fandest es gar nicht bewundernswert, wenn eine Frau schlecht angezogen war!“ sagte sie bissig.

Hans Bertling fuhr sich über die Stirn und unterdrückte einen Seufzer.

„Vielleicht habe ich inzwischen die Wertlosigkeit gewisser Dinge erkennen gelernt und schähe darum Frauen, die ihren Mannern auch innerlich etwas bieten, desto höher.“

„Aha — das geht auf mich! Aber ver sagst dir denn, daß diese Mies Lobenwein ihrem Mann innerlich überhaupt etwas zu bieten hat?“

„Niemand. Ich habe es bloß so im Gefühl. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß Frau Lobenwein heute keinesfalls auf dem Besuch der Oper bestanden haben würde, wenn sie daheim ein Kind hätte, das sie fert!“

„Hängst du schon wieder damit an? Es ist ja lächerlich! Gili liebert doch alle Augenblicke und am nächsten Tag ist sie wieder ganz frisch und munter. Es wäre direkt kindlich, deshalb stets zu Hause bleiben zu wollen.“

„Das ist Gefühlsache. Eine Mutter, die Herz und Pflichtgefühl besitzt, würde...“

„Ach, hör auf mit deinem ewigen Moralisieren! Du langweilst mich wirklich damit! Ich bin eben, wie ich bin; damit mußt du dich abfinden. Übrigens sagt man, daß Frauen, die in der Jugend große Lebedamen waren, im Alter sich zu Bekchwastern bekehren, und es scheint, daß auch Männer einen ähnlichen Wandlungsprozeß durchmachen, wenn sie — alt sind!“

Maja sprach die letzten Worte mit grausamer Gelassenheit, wohl wissend, daß Bertling nichts peinlicher empfand, als wenn gerade sie ihn an sein Alter mahnte.

Nach diesem wohlkalkulierten Stich ergriff

sie ihr Opernglas und begann das Publikum zu mustern.

In der ersten Parkettreihe stand ein schwarzhaariger Mann von unverkennbar südländischem Typus, der unverwandt nach der Lobenweinschen Loge hinausstarrte und dadurch Majas Aufmerksamkeit erregte.

Sie betrachtete ihn eine Weile durch das Glas und wandte sich dann, als sei nicht die leiseste Berührung zwischen ihnen, an ihren Mann:

„Kennst du den schwarzhaarigen Herrn da unten, Hans? Eine auffallende Erscheinung.“

Bertling warf einen flüchtigen Blick ins Parkett.

„Es ist der Conte Vistarini aus Rom, der sich gegenwärtig hier aufhält und Unterhandlung zwischen seiner und unserer Regierung leitet.“

„Du kennst doch wirklich alle Leute!“

„Zufall! Der Conte war gestern in halbamtlicher Eigenschaft bei mir, um wegen einer größeren Forderung zu verhandeln.“

„Ein bildhübscher Mensch!“

„Und enorm reich... was ja deiner Schwärmerei für seine Schönheit keinen Abbruch tun wird!“ fügte Bertling sarkastisch hinzu.

Maja antwortete nicht, aber ihr Blick suchte seitdem immer wieder nachdenklich den schönen Italiener.

13. Kapitel.

Erich Lobenwein hatte den Blick spöttischen Triumphs, mit dem Maja seine Frau musterte, wohl bemerkt.

Er runzelte die Stirn und das Blut stieg ihm langsam ins Gesicht. Bei aller vergdästernden Liebe für Maja ärgerte er sich über sie. Trotz aller Gleichgültigkeit für Mies fühlte er sich für die Demütigung, die in diesem Blick lag, irgendwie mitgetroffen. Sie war doch immerhin seine Frau! Was fiel Maja ein! Wie konnte sie nur!

Dann musterte er verstohlen Mies' Erscheinung. — Erst jetzt sah er, wie wenig Umstände Mies mit ihrer Toilette gemacht.

Das war kein Kleid, mit dem seine Frau eine Opernvorstellung besuchen durfte! Aber er machte im stillen sich selber mehr Vorwürfe als ihr. Woher sollte sie in Udenborf gelernt haben, sich gut und richtig zu kleiden? Warum sah er sie daheim vor dem Fortgehen nicht besser an? Dann wäre ihm der Mißgriff gleich aufgefallen und dieser hätte sich wohl noch verbessern lassen.

Träume im Todeslager

Von Sven Hedén.

Am 16. Oktober fährt sich zum 40. Male der Tage, an dem Sven Hedén, der bekannte schwedische Forscher, von Stockholm aus seine erste große Asienreise antwort, die ihn mit einem Schlag in die vorderste Reihe der großen Forscher aller Zeiten stellte. Die Reise ging durch den Pamir und Tibet. Viermal verlor Sven Hedén, zum Gipfel des Nis-tag-atz, der 3000 Meter höher ist als der Mont Blanc, vorzudringen. Dann wanderte er durch die unermessliche Wüste. Im „Todeslager“ mußte er mit zwei Gefährten seine Karawane im Stich lassen, dem Tode des Verdurstens verfallen. Er wurde wie durch ein Wunder gerettet. Hedén hat seine kühne Forscherfahrt, eine der denkwürdigsten und abenteuerlichsten in der Entdeckungsgeschichte überhaupt, in seinem klassischen Reisebuch „Durch Asiens Wüsten“ beschrieben, das ebenso wie eine reich bebilderte billige Volksausgabe im Verlag H. A. Brodhaus in Leipzig erschienen ist. Wir entnehmen dem fesselnden Buch mit Genehmigung des Verlages die nachfolgenden Zeilen, in denen Hedén seine Eindrücke im Todeslager wiedergibt. Die Redaktion.

„Ich war ganz erschöpft vor Müdigkeit und vermochte mich kaum auf dem Lager umzudrehen. Jetzt — weder vorher, noch nachher — war ich einen Augenblick in Verzweiflung. Mein ganzes verflohenes Leben hüchtete wie ein Traum an meiner Erinnerung vorbei.“

Ich glaubte wahrzunehmen, wie die Erde

und das ganze lärmende Weltgetriebe verschwand, wie die Porten der Ewigkeit schon halb offen standen, und glaubte, bis an ihre Schwelle nicht mehr viele Stunden zu haben.

Ich dachte an das Vaterhaus im Norden, und es tat mir in der Seele weh, als ich mir deutlich die Unruhe vorstellte, die sich bald meiner Angehörigen bemächtigen würde, wenn wir nicht zurückkämen. Sie würden ein Jahr nach dem anderen umsonst warten. Keine Nachrichten würden kommen, niemand ihnen Kunde von uns bringen können.

Konul Perowitsch würde gewiß Leute ausschicken, um nach uns zu forschen. In Merket würden diese erfahren, daß wir am 10. April ostwärts gezogen, daß aber unsere Spuren schon lange im Sande verwischt seien und man unmöglich wissen könne, wohin wir gegangen. Übrigens würden wir dann vielleicht schon monatelang unter den Dünen begraben liegen.

Dann huschte eine endlose Reihe von Bildern aus meinen früheren Reisen an meiner Erinnerung verüber. Ich war mehrere Jahre wie ein Dervisch durch das ganze mohammedantische Asien gewandert. Vor zehn Jahren war ich zum ersten Mal aufgebrochen, hatte den Palast der vierzig Säulen in Spahan bewundert, dem Rauschen der Bogen des Sajende-rud an den Pfeilern der Marmorbrücken des Schah Abas gelauscht und die läßle Luft in dem Grabgewölbe des Chrus begierig eingesogen. In den Tempelhallen und Säulengängen des Terres und Darius in Persepolis hatte ich die Wahrheit des Wortes erkannt: „Vergänglichkeit ist das Los alles Herrlichen auf Erden.“

Wie schön war der Schatten unter Bal-lora's Dattelpalmen! Konnte der Tigris

uns nicht ein paar Tropfen von seinem trübem Wasser schenken! Wieviel hätte ich nicht dem Wassermann bezahlt, der für ein paar Kupferdreier eine ganze Gestalt von der lebenspendenden Flüssigkeit durch Bagdads enge Gassen führt!

Ich dachte an die Abenteuer, die ich in dem fremden Lande erlebt, in dem sich die Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ täglich verwirklichen. Mit einer Karawane von arabischen Kaufleuten und Messkapitlern hatte ich Bagdad verlassen. Ich hatte nur 40 Mark in der Tasche, sie sollten bis Teheran reichen. Das einförmige Leben und der langsame Marsch stellte meine Geduld auf eine gar zu harte Probe. In Begleitung eines Arabers, der den Rest meiner Vorräte erhielt, brannte ich der Karawane in einer dunklen Nacht durch.

Auf müden Pferden erreichten wir Kir-manschah, wo ein reicher arabischer Kaufmann, Aga Muhamed Hassan, wohnte. Ich erinnere mich noch des Aufsehens in seinen Augen, als ich ihm erzählte, ich sei aus dem Lande Karis des Zwölften. Er wollte mich ein halbes Jahr als seinen Gast behalten, aber ich konnte nur ein paar Tage bleiben.

Aber während dieser Tage lebte ich wie Nur-ed-din Ali in „Tausendundeine Nacht“. Vor dem Hause, das ich bewohnte, lag ein bezaubernder kleiner Garten mit blühendem Kleeber und duftenden Rosen. Die Wege waren mit Marmorfliesen gepflastert, und mitten im Garten lag ein kristallarer Wasser-spiegel in einem weißen Marmorbecken, aus dessen Mitte ein haarfeiner Strahl in die Höhe stieg, wie ein Spinnweb im Sonnen-scheine glühend. Und als ich endlich all diese Herrlichkeit verließ, überreichte mir mein Wirt eine mit Silbergeld gespickte Börse.

Ich sah den edlen, klugen Nas-ed-din Schah deutlich vor mir, wie er in einem Gewande von funkelnden Juwelen und Smaragden die Gefandtschaft des Königs von

Schweden in seinem Schloß zu Teheran empfing, und meine Gedanken lehrten nach Ewerat Sepa Salar zurück, wo wir wohnten und abends unter den Kronen der Platanen und Cypressen lustwandeln.

So lag ich den ganzen Tag beinahe vollständig wach mit weitgeöffneten Augen da und starrte die weiße Zeltwand an, doch ohne den Blick auf einen bestimmten Punkt ruhen zu lassen; er irrte im Chaos umher.

Nur ein paarmal wurde der Blick trübe und matt, die Gedanken verwirrten sich, und ich versank in halbe Betäubung. Da ruhte ich wieder auf der frischen Wiege im Schatten der Silberpappel. Wie bitter war es, wieder zur Wirklichkeit zu erwachen! Wer von uns würde zuerst sterben, wer würde so unglücklich sein, der letzte zu sein? Möchte es schnell gehen, daß wir nicht gar zu lange von diesen entsetzlichen geistigen und körperlichen Qualen gepeinigt würden! Die Stunden folgten endlos langsam aufeinander. Ich sah oft nach der Uhr; und jede Stunde erschien mir wie eine Ewigkeit.

Doch was war das! Eine schöne, wohl-tuende Kühle ergoß sich über meinen Leib. Unter den aufgeschlagenen Zipseln des Zel-tuches hindurch kam um die Mittagszeit ein schwacher Windhauch aus der Wüste. Er war genügend, auf den empfindlichen Körper einzuwirken. Die Brise wurde immer lebhafter, und gegen 3 Uhr war es bisweilen so frisch, daß ich mich mit einer Decke zudeckte.

Nun traf etwas ein, was mir nahezu wie ein Wunder erschien. Meine Kräfte kamen in demselben Verhältnis wieder, wie die Sonne sich dem Horizont näherte, und als sie, einer rotglühenden Kanonenkugel gleich, auf einem Dänenlamme im Westen ruhte, war ich vollständig wiederhergestellt. Mein Körper hatte seine ganze frühere Stützbarkeit wiedererhalten. Ich kühlte mich imstande, Tage und Nächte hindurch zu Fuß weiter zu wandern. Ich brannte vor Ungeduld aufzubrechen; ich wollte nicht sterben.“